

Jahr der Orden
Wallfahrt zum Stift Stams
18. Mai 2015
Bischof Manfred Scheuer

Hätte ich nicht eine innere Kraft... Ordensleben zwischen Gütesiegel und Stigmatisierung

Namen sind nicht nur Floskeln. Firmen geben viel Geld für Entwicklung von Namen für Produkte aus. Man kauft eine Marke, nicht ein allgemeines Produkt. Das ist bei der Mode so, bei Schiern, aber auch bei der Milch, beim Käse und beim Wein. Aus der Werbung wissen wir, dass Namen mit Leben, Glück, Liebe, Heimat assoziiert werden, dass sie Identifikation mit dem Gefühl der Zugehörigkeit schaffen. Mit Namen verbindet sich Identität, verbinden sich Erfahrungen und Geschichte. Namen haben einen guten oder auch einen schlechten Klang. Namen sind Markenzeichen oder Brandmarken, Hoheitszeichen oder Kainsmale. Wenn sich jemand mit Namen vorstellt, so eröffnet das einen Vertrauensvorschuss oder einen Verdacht mit Misstrauen. Namen stehen auch für Diskriminierung und Ausgrenzung. Welchen Klang haben die Orden in der Diözese Innsbruck, in der Tiroler Gesellschaft? Was hören die Tiroler, was klingt mit bei: Barmherzige Schwestern, Kreuzschwestern, Prämonstratenser, Benediktiner und Benediktinerinnen, Dominikanerinnen, Tertiarschwestern, Franziskaner, Jesuiten, Kapuziner, Comboni Missionare, Salesianerinnen vom hl. Franz von Sales, Don Bosco Schwestern und Salesianer Don Boscos, Herz Jesu Missionare, Anbetungsschwestern, Arme Schulschwestern, Schwesternschaft vom Heiligen Kreuz, Regularkanoniker vom Heiligen Kreuz, Karmelitinnen und Karmeliten, Weiße Tauben – Töchter des Herzens Jesu, Redemptoristen, St. Josefs-Missionare, Serviten, Steyler Missionare und Missionsschwestern, Gut Hirtinnen, Ursulinen, Missionarinnen Christi, Ancillae Christi Regis, Gemeinschaft des hl. Franz von Sales, Werk der Frohbotschaft, Das Werk? Sind diese Namen Gütesiegel, Markenzeichen oder Projektionsfläche für Vorurteile und Begehrungsneurosen, sind sie Stigmata für Ablehnung und Verachtung?

Wir können geschichtlich fragen: Was verdanken die Ortskirchen von Brixen bzw. Innsbruck den Orden? Tirol ist gerade auch durch die Orden das geworden, was es ist (oder war): ein heiliges Land. Es waren die Frauenorden, denen das Land viele

Schulen, die Kindergärten, die Krankenhäuser, die Altenheime, die Einrichtungen für Behinderte zu verdanken hat. Sozial, kulturell, pädagogisch, theologisch, pastoral haben die Ordensgemeinschaften eine große Rolle gespielt.

Das Zweite Vatikanische Konzil sagt in der Kirchenkonstitution: „Der Stand, der durch das Gelöbnis der evangelischen Räte begründet wird, ist also zwar nicht Teil der hierarchischen Struktur der Kirche, gehört aber unerschütterlich zu ihrem Leben und ihrer Heiligkeit.“ (LG 44) Die deutschen Bischöfe schreiben in „Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein“: „Sie stehen nicht am Rand der Kirche...“¹ „Letzte Norm des Ordenslebens ist die im Evangelium dargelegte Nachfolge Christi. Sie hat allen Institutionen als oberste Regel zu gelten.“ (PC 2) „Auf die Frage, woran und wodurch sich christliche Identität bildet, antwortet das NT: durch das Wagnis der Nachfolge im Vorgriff auf den endgültigen Anbruch der Gottesherrschaft.“² „Orden – das ist für mich (immer noch) ,Kirche im Brennpunkt.“³ Theologisch und spirituell stimmt das ohne Zweifel. Aber auf der soziologisch-institutionellen Ebene sind die Orden durchaus an den Rand gerückt. Das kann man auch in unserer Diözese konstatieren: welche Rolle spielen die Orden in der Diözese, welches Bild von Kirche haben wir faktisch? Wo liegt die „eigentliche“ Kirche: In der „Gemeinde“, in der traditionellen Pfarre?

Ich denke, dass die Orden nach wie vor eine große Wertschätzung in unserem Land genießen, freilich ist diese Wertschätzung nicht ganz eindeutig. Medard Kehl konstatiert eine Spannung in der Wertschätzung der Orden: Die Kirche und die Orden gewinnen ihren gesellschaftlich akzeptierten Sinn durch ihre „kulturelle Diakonie“, durch ihren Dienst an den Menschen in den Bereichen religiöser, diakonischer und pädagogischer Bedürfnisse. Bei der Kirche oder bei den Orden als religiöse Dienstleistungsgesellschaften stehen nicht Nachfolge im Vordergrund, auch nicht die Gemeinschaft, die Communio mit den Grundvollzügen Liturgie, Verkündigung, Diakonie, sondern jene Angebote, die erwünscht sind oder eben auch nicht. Schulen, Sozialeinrichtungen und auch geistliche Zentren, auch mit Lebenshilfeangeboten und Medi-

¹ Zeit der Aussaat. Missionarisch Kirche sein (Die deutschen Bischöfe, Nr. 68), Bonn 2000, 35.

² Johann Baptist Metz, Identitätsbildung aus Nachfolge, in: Rolf Zerfaß (Hg.), Mit der Gemeinde predigen, Gütersloh 1982, 13-21, hier 13.

³ Johann Baptist Metz, Zeit der Orden? Zur Mystik und Politik der Nachfolge, Freiburg i. B. 1977, 91.

tationsangeboten von Orden getragen, sind durchaus beliebt und gefragt. Freilich ist da auch eine große Flexibilität gefordert.

Kirche ist als Dienstleistungsgesellschaft, wird aber als solche auch verwechselbar und austauschbar. Zunehmend ist dies bei Krankenhäusern, Schulen, Sozialarbeit, aber auch in Fragen menschlicher Begleitung der Fall. Bei aller Wertschätzung, auch durch die Politik, gibt es zugleich ein hohes Maß an Unverständnis gegenüber der Lebensform der evangelischen Räte. Es gibt doch einen eklatanten Widerspruch zwischen der Beliebtheit der Dienste von Orden und der Fremdheit eines authentisch gelebten christlichen Zeugnisses. Sören Kierkegaard: „Wenn man heutzutage das Programm eines Arztes für die Errichtung einer Irrenanstalt liest, so hat es gewisse Ähnlichkeiten mit einem Einladungsschreiben für ein Kloster. Das sehe ich für einen außerordentlichen Gewinn an; für verrückt angesehen zu werden, das lässt sich hören, das muntert auf, das beschirmt die stille Innerlichkeit des absoluten Verhältnisses. Aber im Ernst für heilig angesehen zu werden, das müsste einen bis auf den Tod ängstigen.“⁴ Das Zeugnis der Orden ist fremd, ja verrückt. Das könnte man nochpositiv sehen. Es gilt aber auch als krank. Pathologien der evangelischen Räte wie sie Eugen Drewermann beschreibt, sind heute im Alltagsbewusstsein. Sie wurden in den Medien über Jahrzehnte stilisiert. Auch innerkirchlich sind Armut, Keuschheit und Gehorsam teilweise unverstanden, an den Rand gedrängt und theologisch isoliert. Fast alle Ordensgemeinschaften mussten in den letzten Jahrzehnten durch eine Krise gehen, deren Ende noch nicht abzusehen ist. Die Armut wird ideologisch verstanden, wenn sie, in ein dualistisches Weltbild eingebunden, der Verträstung in den Himmel dienen soll und so an der Notwendigkeit einer herrschenden und einer unterdrückten Klasse festgehalten wird. Sie ist abstrakt, wenn sie die Armut als Übel und die konkret Armen nicht mehr in den Blick bekommt. Die realen Ursachen des Elends werden zugedeckt. Almosen und Caritas würden der Wurzel der Probleme nicht nahe kommen. Der Gehorsam gilt für aufgeklärtes Bewusstsein als heidnischer Fetischglaube. Die Aufklärung klagt jede Form von Unmündigkeit und Unterwerfung an und Autonomie und Emanzipation ein. Die bürgerliche Variante der Aufklärung kritisiert den Gehorsam im Namen der Selbstverwirklichung. Die existentialistische Kritik wendet sich gegen die Herrschaft des „Man“, die Autoritätskritik der Psychoanalyse will von der Dominanz des „Über-Ich“ (Erziehung, Gesellschaft, Religion)

⁴ Sören Kierkegaard, Abschließende unwissenschaftliche Nachschrift zu den philosophischen Brocken II, 122f.

lösen, um zum „Ich“ bzw. „Selbst“ zu verhelfen. Wenn Gott als projizierte Unterdrückung und Entfremdung des Menschen gedacht wird, ist die Absetzung des Herregottes Voraussetzung von Freiheit. In das grelle Licht der Anklage gerät der Gehorsam durch die Erfahrungen mit dem barbarischen faschistischen Führerkult. In kollektiven Systemen marxistischer Provenienz sollten nicht konforme, d.h. ungehorsame Menschen durch Gehirnwäsche, Arbeitslager, Psychiatrie oder Verbannung partei- und gesellschaftsfähig gemacht werden. Auf diesem Hintergrund sind Tradition, Autorität und Institution insgesamt in die Krise geraten (Kritische Theorie, Kritischer Rationalismus). Jungfräulichkeit und Ehelosigkeit werden mit den Stempeln von Leibverachtung, Dualismus, Verteufelung der Sexualität, Abwertung der Ehe, Dämonisierung der Frau versehen. Zudem mangle es der Ehelosigkeit an konkreter Lebenserfahrung und wirklicher Liebe. Sie sei nur abstrakt und so noch nicht sittlich. Auf dieser Linie sind alle psychologischen Vorwürfe zu sehen, welche in der konkret gelebten Ehelosigkeit unreife Motivationen, verkrüppeltes Leben, Beziehungsängste und Kontaktunfähigkeit beklagen. Zudem hat sich gerade im Hinblick auf die Ehelosigkeit die Werthierarchie umgekehrt: Galt davor der Verzicht, die Askese als das sittlich Höherstehende, so ist die Ehelosigkeit, mehr eigentlich der Verzicht im Bereich der Sexualität, jetzt ein Defizit und ein zu überwindendes Übel. Zudem wird im Hinblick auf alle drei evangelischen Räte gefragt, ob da nicht ein garstiger Graben zwischen Gottes- und Nächstenliebe, zwischen „ganzen“ und „geteilten“ Christen aufgerissen wird, ob denn Gott eifersüchtig und neidig ist, dass er in der Hinwendung zu Mann/Frau und Kind eine Konkurrenz wittert, dem Menschen keine Lebensfreude gönnnt und ihm die Lust an der Freiheit vermiest. Unverstanden bleibt meist die Möglichkeit einer verbindlichen Lebensentscheidung; Regel und Gelübde haben meist ein negatives Vorzeichen. Sie werden besonders in der Zölibatsdiskussion der Freiheit des Evangeliums entgegengesetzt.

Es ist ein Keil zwischen der Lebensform der evangelischen Räte und der Postmoderne: „Gefragt sind Flexibilität und Mobilität, ständige Anpassung an Neues, Selbstdarstellung und ästhetische Kompetenz, Körperkult und Kreativität, die Fähigkeit, sich immer neu zu entscheiden und durchzusetzen, Freizeitgestaltung mit Konsum und Spaß. Diese Kultur braucht das narzisstisch begabte, weitgehend autonom agierende und sich selbständig vernetzende Individuum.“⁵ Orden haben andere Ausrichtun-

⁵ Stefan Kiechle, Mut zur Lebenshingabe. Zur Situation des Ordensnachwuchses in Deutschland, in: HerKorr 58 (7/2004), 336-340, hier 337.

gen: stabilitas an Orten, lebenslange Bindung durch Gelübde, Verzicht auf Konsum und Reisen, Anerkennung einer gemeinsamen Sendung, Gehorsam, verbindliches Gemeinschaftsleben.

Es ist für alle Gemeinschaften eine große Herausforderung, was das Konzil zum Verhältnis menschlicher Reifung und Ordensberufung sagt: „Alle sollen schließlich einsehen, dass das Gelöbnis der evangelischen Räte, wenn es auch den Verzicht auf hochzuschätzende Werte mit sich bringt, dennoch der wahren Entfaltung der menschlichen Person nicht entgegensteht, sondern aus ihrem Wesen heraus sie aufs höchste fördert. ... Und es darf keiner meinen, die Ordensleute würden durch ihre Weihe den Menschen fremd oder für die irdische Gesellschaft nutzlos.“ (LG 46)

Stellvertretung

Stellvertretung ist etwas Urchristliches⁶: Jesus nimmt uns mit auf seinem Weg zum Vater, heißt es in einem Kinderhochgebet. Wir nehmen die anderen mit. Stellvertretung heißt: Räume des Gebetes, der Hoffnung und der Liebe eröffnen und offen halten, wo diese bei anderen verschlossen sind, wo nichts mehr erwartet ist, weil der Schmerz zu groß, die Erschöpfung zu stark, die Zumutung des Leidens zu massiv war. Stellvertretung heißt auch: Ins Leere, ins Umsonst hinein lieben, damit andere wieder liebesfähig werden und einen Lichtblick sehen.

Sendung und Stellvertretung werden immer mehr zu Schlüsselworten der Kirche, die nicht mehr alle umfasst. Unsere Sendung, unsere Stellvertretung ist Dienst an der Welt und den Menschen mit all ihren Sorgen und Nöten. Egal, ob wir viele oder wenige sind – wir stehen für viele. Stellvertretung bewahrt in uns eine Haltung der Offenheit und schützt davor, dass wir uns in eine Enklave zurückziehen. Wenn wir nur noch das Gleiche reproduzieren oder unsere kirchliche Heimat verteidigen wollen, würden wir den Untergang verwalten, nicht aber zukunftsfähig sein.

Stellvertretung heißt: der eine Mensch, indem er sein Leiden annimmt, bleibt mit dem anderen in dessen Leid solidarisch und geht dessen Weg mit. Im gegenseitigen Austausch trägt einer des anderen Last mit. Der eine schafft in der Annahme des Lei-

⁶ Gisbert Greshake, Erlöst in einer unerlösten Welt? Mainz 1987; Karl-Heinz Menke, Stellvertretung. Schlüsselbegriff christlichen Lebens und theologische Grundkategorie, Einsiedeln - Freiburg 1991.

dens dem anderen Raum, so dass dieser das ihm zugemutete Leiden besser annehmen und tragen kann. Stellvertretung ist ein Beziehungsgeschehen und ein Geschehen der Mitteilung: In der Beziehung geschieht Hilfe, Annahme und Stütze. Einer trage des anderen Last. Die zu tragende Last wird dadurch nicht weniger, aber sie wird wirksam miteinander und füreinander getragen. So leidet Christus stellvertretend für uns. Menschen werden in der Nachfolge in die Stellvertretung Christi hineingenommen und leiden mit ihm und füreinander.

Stellvertretend beten: Die Reise nach innen antreten, die Dag Hammarskjöld die längste Reise nannte:

„Die längste Reise
ist die Reise nach innen.
Wer sein Los gewählt hat,
wer die Fahrt begann
zu seiner eigenen Tiefe
(gibt es denn Tiefe?) –
noch unter euch,
ist er außerhalb der Gemeinschaft,
abgesondert in eurem Gefühl
gleich einem Sterbenden
oder wie einer, den der nahende Abschied
vorzeitig weiht
zu jeglicher Menschen endlicher Einsamkeit.
Zwischen euch und jenem ist Abstand,
ist Unsicherheit –
Rücksicht.
Selber wird er euch sehen
abgerückt, ferner,
immer schwächer eures Lockrufs
Stimme hören.“⁷

⁷ Dag Hammarskjöld, Zeichen am Weg. Das spirituelle Tagebuch des UN-Generalsekretärs, deutsch von Anton Graf Knyphausen. Überarbeitete Neuausgabe mit einem Vorwort von Dr. Manuel Fröhlich, Knaur Taschenbuch Verlag 2005, 31.

„Hätte ich nicht eine innere Kraft, so müsste man verzweifeln an solchem Wahnsinn des Lebens. Aber alles Geschehen hat schließlich seinen Sinn und Zweck gefunden, das muss mich trösten.“⁸ So schrieb Carl Lampert in einem seiner Briefe. Hätte er nicht diese innere Kraft gehabt, so wäre es ihm nicht möglich gewesen hinzuschauen, wo andere wegschauten, etwas zu sagen, wo andere schwiegen. Es wäre ihm nicht möglich gewesen, das Unrecht zu benennen, wo andere applaudierten. Hätte ich nicht eine innere Kraft ... Gebet ist nicht fatalistisch oder quietistisch, sondern als Widerstandskraft der Innerlichkeit, als höchste innere Freiheit zu verstehen, die gerade dazu befähigt, sich angstfreier und nicht korrumptierbar einzumischen in die Verhältnisse, wie sie sind. Innerlichkeit geht so gesehen nicht auf Kosten der Zuwendung. Sie läutert und entgiftet das Engagement, sie ist Kraft für das Handeln und für die Kommunikation.

Apostolat

An die Grenzen menschlicher Existenz: Es gehört zum Grundauftrag der Ordenschristen, zur Sendung, dass sie sich hinwenden zu den Wunden, zum Hunger an Leib und Seele, zu den Herztönen der Menschen. „*Evangelisieren setzt in der Kirche den Freimut voraus, aus sich selbst herauszugehen (salir de si isma). Die Kirche ist aufgerufen, aus sich selbst herauszugehen und an die Peripherien zu gehen, nicht an die geographischen, sondern auch an die existentiellen Peripherien, die des Mysteriums der Sünde, die des Schmerzes, die der Ungerechtigkeit, die der Ignoranz, der religiösen Nichteinhaltung, die des Denkens, die jeglichen Elends... Wenn die Kirche nicht aus sich selbst herausgeht um zu evangelisieren, bleibt sie selbstbezüglich und wird krank, die Übel, die sich im Lauf der Zeit in den kirchlichen Institutionen entwickeln, haben ihre Wurzel in der Selbstbezüglichkeit, einer Art von theologischem Narzissmus.*“ (Papst Franziskus) Wer an die Grenzen zu gehen wagt, riskiert Fehler. Das gilt für den Einzelnen, aber auch für Institutionen, auch für solche, wie es die Kirche ist. Trotz solchen *Gefahren*, hört der Papst nicht auf, diesen heiligen Mut, hinaus und an die Grenzen zu gehen, zu beschwören. Etwas für Gott wagen, selbst auf das Risiko hin, sich zu täuschen oder in große Schwierigkeiten verwickelt zu werden. Eine

⁸ Vgl. Susanne Emerich (Hg.), *Hätte ich nicht eine innere Kraft. Leben und Zeugnis des Carl Lampert*, Innsbruck (Tyrolia) 2011.

Kirche, die auf den Straßen draußen sich verschmutzt hat, ist ihm lieber als eine solche, die sich an ihre Sicherheit klammert und so bequem wird.⁹

Zeugnis geben: Auskunft im Glauben zu geben heißt die Menschen mit Gott in Begegnung zu bringen. Das Verstummen des Glaubens im Alltag unseres Lebens ist eine der bedrängendsten Sorgen. Die Zukunft der Kirche wird entscheidend davon abhängen, ob wir Christen als Einzelne und gemeinsam „Auskunftsähigkeit“ erlangen und „Auskunftswillig“ werden. „Es gibt viele Möglichkeiten, Menschen mit Christus und dem Evangelium in Berührung zu bringen. Und Gott kennt tausend Weisen, Menschenherzen an sich zu binden, auch heute.“ (Joachim Wanke) Der Dienst an der Freude und an der Hoffnung ist gerade in einer krisengeschüttelten Kirche, in Erfahrungen der Nacht, der Erfolglosigkeit und der Vergeblichkeit gefragt. Ordenschristen sind keine Agent der Resignation, sondern ein Anwalt der Hoffnung sein. „Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit.“ (2 Tim 1,7)

Loslassen und Sterben

„Wir sind mit vielen Wassern gewaschen, wir haben die Künste der Verstellung und der mehrdeutigen Rede gelernt, wir sind durch Erfahrung misstrauisch gegen die Menschen geworden und mussten ihnen die Wahrheit und das freie Wort oft schuldig bleiben, wir sind durch unerträgliche Konflikte mürbe oder vielleicht sogar zynisch geworden – sind wir noch brauchbar? Nicht Genies, nicht Zyniker, nicht Menschenverächter, nicht raffinierte Taktiker, sondern schlichte, einfache, gerade Menschen werden wir brauchen.“ Dies fragte sich und andere Deutsche Dietrich Bonhoeffer in finsterster Nazi- und Kriegszeit, Ende 1942. Sind wir als Ordensleute (noch) brauchbar? Oder sind wir verbraucht und so müde geworden? „Auch der Weg der fordern- den Kirche im Namen desfordernden Gottes ist kein Weg mehr zu diesem Geschlecht und zu kommenden Zeiten. ... und gerade in den letzten Zeiten hat ein müde gewordener Mensch in der Kirche auch nur den müde gewordenen Menschen gefunden. Der dann noch die Unehrllichkeit beging, seine Müdigkeit hinter frommen

⁹ Antonio Spadaro SJ, Das Interview mit Papst Franziskus, Freiburg i. Br. 2013; Papst Franziskus, Apostolisches Schreiben EVANGELII GAUDIUM über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute, (VApS Nr. 194), Bonn 2013.

Worten und Gebärden zu tarnen.¹⁰ Das hat Alfred Delp vor mehr als 50 Jahren geschrieben. – Ordensleute kommen an Grenzen, an die der anderen und an eigene Grenzen. Sie wissen aber auch: das Leben in der Nachfolge Jesu füllt aus, es macht Freude, es kostet auch etwas, und zwar nicht wenig. Es ist mit Verzicht verbunden. Als Ordensleute könnt Ihr könnt aus dem Vertrauen leben: Wir können und müssen nicht alles machen. Faszinierend war für mich Peter Webhofer, der heute sein 50jähriges Priesterjubiläum feiert, der 1972 einen Gehirnschlag hatte und nach und nach wieder mühsam die Sprache erlernen musste und in der Mobilität nach wie vor sehr eingeschränkt ist: „Was ich kann, das tue ich, auf das andere verzichte ich.“ In der Kirche wird uns gegenwärtig vielfach Loslassen und Sterben zugemutet. Das tut weh und darf auch wehtun. In vielen Institutionen, Werken und Aufgaben stecken das Herzblut und die Lebensgeschichte von konkreten Menschen. Häuser zu schließen, Niederlassungen aufzugeben, Verantwortung abzugeben, ja Gemeinschaften sterben zu lassen, das ist schmerzlich. „Ich kann das Wort vom ‚Loslassen‘ schon gar nicht mehr hören!“ So habe ich von einer Ordensfrau bei einem Vortrag gehört, bei dem ich die „ars moriendi“ zur Sprache gebracht habe. - Einübung in die Armut des Sterbens ist von Jesus her nicht mit der Verachtung des Lebens und mit der Ausmerzung jedes Lebenswillens verbunden. Wohl braucht es die Annahme der Grenzen, des Unterwegsseins und zugleich das Verschenken von Lebensmöglichkeiten, den Abschied und das Verlassen von Bindungen (vgl. die Nachfolgeworte) und die Annahme des Kreuzes, das durch das Leben zugemutet wird. Loslassen, Vertrauen und Hingabe sind nicht einfach ein moralisches oder idealistisches Postulat. Sie können nicht ein für allemal aus dem Boden gestampft werden. Jesus selbst hat seine Jünger dafür in eine lange Schule genommen. Er gewährt ihnen die lange Geduld des Lernens, der Vergebung, des Wachsens und des Reifens.

Unterscheidungshilfen zur Nachfolge¹¹

¹⁰ Alfred Delp, Gesammelte Schriften IV: Aus dem Gefängnis, hg. von Roman Bleistein, Frankfurt 1985, 318f.

¹¹ Wir folgen hier weitgehend Gisbert Greshake, Gottes Willen tun. Gehorsam und geistliche Unterscheidung, Freiburg 1984, 66-85; Michael Schneider, Das neue Leben. Geistliche Erfahrung und Wegweisung, Freiburg 1987, 93-110.263-266.

Der Ruf in die Nachfolge Jesu in der gegenwärtigen Zeit ist nicht zuerst ein moralischer Imperativ, keine zahlenmäßige Leistung oder ein mathematisches Plansoll. Nachfolge Jesu ist aber auch nicht bloße Bewunderung oder das Bestaunen eines Kunstwerkes in einem Museum. Haltungen, die nur auf Distanz gehen und sich heraushalten, wie die Rollen des Zuschauers, des reinen Beobachters, der bloßen Kritik ohne Solidarität, des Zynikers ohne Ehrfurcht, des Richters von außen..., lassen sich nicht von innen her auf diese Zeit ein und gehen so an der Nachfolge Jesu vorbei. Der Weg der Jünger Jesu ist kein Unschuldspfad, wohl aber ein Lernen. Nachfolge Jesu wird auch in den unterschiedlichen Phasen des Lebens verschieden realisiert: als Treue im Alltag, als Dienst am Wort, als Gastfreundschaft, als Option für Kinder, für die Jugend, für Arme und Kranke, im Gebet und in der Kontemplation, im Sterben Können... Keiner lebt als idealistisches Gespenst eine imaginäre Ganzheit. Jeder verwirklicht ein Stückwerk, ein Fragment.

Gottes Ruf überfordert nicht. Wenn ein Mensch angesichts der Forderung des Evangeliums beunruhigt ist und den Eindruck hat: „Eigentlich müsste ich, aber ich kann nicht“, dann gilt die Regel: Tu nicht gleich das „Ganze“, was du zu hören glaubst und worüber du beunruhigt bist, sondern tu einen Schritt in die Richtung. Geh einen ersten Schritt in die Richtung, wohin es dich treibt, vielleicht etwas weiter als du glaubst, du hast Kraft dazu. „Verwirkliche das, was du vom Evangelium begriffen hast - sei es auch noch so wenig.“ (Roger Schutz) Eine dauernde Überforderung wäre nicht vom Geist Gottes. Es gibt eine Destruktivität von Idealen und eine falsche Radikalität, die sogar eine Erscheinungsform der Sünde sein kann. Selbstüberforderung und Überforderung anderer führen nur zu Traurigkeit, Mutlosigkeit und Depression. Gerade an Phänomenen wie Stress oder Depression zeigt sich, ob einer nur seinem Über-Ich gefolgt, irreal-idealistischen Leitbildern nachgelaufen ist oder ob er dem Klang des Evangeliums auf der Spur ist.

Gottes Stimme ist immer konkret. Gott sagt nie etwas für eine irreale Situation oder eine Zukunft (irgendwann einmal). Es geht nicht um Träume (es wäre schön, wenn...). Sie ruft in meine konkrete Situation hinein und will diese in Bewegung bringen. „Ein junger Mann wollte Obst, und er verschmähte deshalb Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Quitten. Er wollte nicht Äpfel, sondern Obst, und nicht Pflaumen, sondern Obst, und nicht Kirschen, sondern Obst, und nicht Quitten, sondern Obst. Er wählte den einzigen Weg, der mit Sicherheit erfolgreich war, gerade das nicht zu be-

kommen, was er wollte: nämlich Obst; denn Obst ist - jedenfalls für uns Menschen - nur in Gestalt von Äpfel oder Birnen oder Pflaumen oder Kirschen oder Quitten zu haben.“¹²

Zugleich ist Gott radikal. Die Radikalität zeigt sich, dass der Mensch von der Wurzel her leben möchte. Die Radikalität göttlicher Berufung beendet alles innere Debatten und Abwägen. Das Heil ist so nicht einfach von einer Veränderung des Ortes, des Berufes, der Situation oder der Lebensform (z.B. Partnerwechsel) zu erwarten. Ein „Nur-weg-von-hier“ macht ortlos, dulos, verweigert auf Dauer die Konkretion, die Fleischwerdung. Jeder Ruf Gottes zeigt sich in der Treue zum Kleinen. Wer nicht im Kleinen getreu ist, ist es auch im Großen nicht. Die Achtsamkeit und Aufmerksamkeit für Gott beginnt im Kleinen, z.B. in den Gedanken. Dies gilt auch für das Böse: der Feind sucht, so Ignatius, immer die schwächste Stelle. An dieser arbeitet er dann beharrlich weiter¹³.

Manfred Scheuer, Bischof von Innsbruck

¹² Georg W. Friedrich Hegel, Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften § 13.

¹³ Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen Nr. 327.